

# Genies am Rande des Abgrunds

Im 2. Philharmonischen Konzert spielten die Brüche eine besondere Rolle. Werke von Berlioz, Schumann, Rózycki und Szymanowski

Von Hajo Berns

Das Faszinierende des 2. Philharmonischen Konzerts waren zweifellos die Brüche. Gleich die Eröffnungstakte in Berlioz' „Römischer Karneval“ verdeutlichen in ihrem jäh abgepiffenen Aufschwung, mit welcher exzentrischer Musik man es hier zu tun hat. Die Duisburger Philharmoniker wussten unter Jonathan Darlington gerade das Bedrohliche in den Temperamentsausbrüchen dieses irren Stücks zu vermitteln. Und die klanglichen Feinheiten in den langsamen Momenten kamen natürlich auch zu ihrem Recht.

„Als Genie geboren, als Talent gestorben“, pflegte der alte Musiklehrer über Robert Schumann zu sagen. Heute sieht man eher die eigenständige Qualität des Spätwerks. Gleichwohl: Ganz ohne Brüche geht's im Violinkonzert nicht ab. Zwischen den bleiernen Beschwörungsformeln des Kopfsatzes und der zwanghaften Ausgelassenheit des Finales liegen Welten – und einer der herrlichsten langsamen Sätze der Konzertliteratur.



Giuliano Carmignola.

Foto: Deutsche Grammophon

„Als Genie geboren, als Talent gestorben“, pflegte der alte Musiklehrer über Robert Schumann zu sagen. Heute sieht man eher die eigenständige Qualität des Spätwerks. Gleichwohl: Ganz ohne Brüche geht's im Violinkonzert nicht ab. Zwischen den bleiernen Beschwörungsformeln des Kopfsatzes und der zwanghaften Ausgelassenheit des Finales liegen Welten – und einer der herrlichsten langsamen Sätze der Konzertliteratur. Solist einer Wiedergabe, die in ihrer Geradlinigkeit und Schumann beim Wort nehmenden Aufrichtigkeit die Problematik des Stücks fast vergessen ließ, war Giuliano Carmignola. Auch hier kam das Beängstigende, Gespenstische dieser Musik am Rande des Abgrunds zur Geltung (bis zu Schumanns Selbstmordversuch und der Einweisung in die Nervenheilanstalt in Endenich waren es zum Zeitpunkt der Komposition nur noch ein paar Monate).

Eine zunächst „bruchlos“ daher kommende Musik ist Ludomir Rózyckis Sinfonische Dichtung „Mona Lisa Gioconda“ von 1911. Wäre da nicht die ganz vordergründige Schönfärberei, die allenfalls an unselige „Modern Classics“ erinnert und mit dem Geheimnis des berühmten Bildes aber auch gar nichts zu schaffen hat. Bruchlos schön gespielt, na ja, wenigstens das.

Dagegen geht die existenzielle Not Szymanowskis zwischen wahnhafter Erotik der Klänge und Todestrunkenheit der Worte des persischen Dichters Dschalal ad-Din Rumi in der 3. Sinfonie, „Das Lied der Nacht“, ganz schön unter die Haut. „Ich und Gott, wir sind allein diese Nacht“, heißt es da. Lange rührte sich am Donnerstag keine Hand. Solche kollektive Erschütterung war einer höchst intensiven Wiedergabe zu danken. Steven Harrison sang das Tenorsolo mit aufwühlender Präsenz. Der Philharmonische Chor Duisburg fügte sich mit einer achtbaren Bewältigung der schwierigen Aufgabe gut ins Gesamtbild ein.